

Anna Wiatr

Betrojerinki [Betreuerinnen]

Verlag Krytyka Polityczna, Warschau 2017

Das Leben steht still

Kennengelernt haben wir uns in Korschenbroich: zwei Altenpflegerinnen aus Polen in der beschaulichsten aller deutschen Städte – vielleicht sogar der beschaulichsten auf der ganzen Welt –, in der alle paar Minuten jemand stirbt. Zwei Jahre später treffen wir uns wieder – auf einen Nachmittagskaffee in Dobiesław, wo Krystyna wohnt.

Zuerst habe ich in Polen nach Arbeit gesucht, sagt sie; so fangen diese Geschichten meistens an. Wohin ich auch kam, immer kriegte ich dieselbe Frage zu hören: Wie alt sind Sie? Ich dachte mir schon, dass meine Antwort nicht den besten Eindruck auf meine zukünftigen Arbeitgeber machte – die es dann doch nicht werden sollten. Ich war damals 59. Bis nach Koszalin ist es von hier aus eine halbe Stunde mit dem Auto. Mit Arbeit sieht es dort mager aus. Nach Darłowo sind es zwanzig Minuten. Die Arbeitslosenrate ist dort noch höher. Vorher war ich Buchhalterin in Zielona Góra gewesen. Wir lebten von unseren Ersparnissen. Ich bekomme 700 Złoty [ca. 170,-€] Unterstützung für Menschen im Vorrentenalter¹. Ich darf nicht zu viel verdienen, sonst verfallen die 700 Złoty. Ich darf nicht zu wenig verdienen, denn wir haben unseren Kredit abzuzahlen. Vor fünf Jahren hatten wir das Haus gekauft. Was sollte ich also tun?

Als ich meine Arbeitsstelle in Korschenbroich angeboten bekam, meinte die für mich zuständige Zeitarbeitsagentur, ich solle ein Ehepaar betreuen, das noch ganz fit sei. Wie groß war also meine Verwunderung, als ich nach zwölf Stunden im Bus, wo ich mir anhören durfte, was mir in Deutschland alles Schlimmes passieren könnte, eine einsame Frau mit Rollator sah.

„Wohnen Sie allein?“, fragte ich verwirrt.

Bei Krystyna lief alles nach Plan: Ihre Schutzbefohlene war eine ältere, zuckerkrankte Dame, die Hilfe benötigte, weil sie bei einem Schwindelanfall gestürzt war und sich die Hand gebrochen hatte. Krystyna und ich wohnten ganz in der Nähe voneinander in

¹ Eine Art Sozialhilfe, die Arbeitnehmer beantragen können, die ohne eigenes Verschulden ihre Arbeit verloren haben; Anm. d. Übers.

großen Häusern mit noch größeren Gärten, umgeben von anderen gepflegten Häusern, in denen ebenfalls *polnische Perlen*² arbeiteten.

Am ersten Abend erfuhr ich, dass mein Zimmer im Keller lag und dass ein paar Straßen weiter eine sympathische Polin wohnte, die mit Hilfe derselben Agentur nach Deutschland gekommen war.

Wunderbar, dachte ich, dann habe ich wenigstens jemanden zum Kaffeetrinken. Als ich Krystyna zum ersten Mal sah, war sie blond. Wir gingen in eine italienische Eisdielen; mit Diäten hielt sich keine von uns auf. Man kann sich nicht auch noch die kleinen Annehmlichkeiten versagen, wenn man einmal am Tag seinen Arbeitsplatz verlassen darf. Als ich Krystyna zwei Jahre später am Bahnhof in Koszalin wiedertreffe, begrüßt mich eine grauhaarige Frau mit herausgewachsener Haarfärbung.

Ich gönne meinen Haaren ein bisschen Erholung, außerdem gefällt mir diese Farbe sowieso besser.

Noch als Blondine hatte sie in der „Koszaliner Stimme“ die Anzeige einer Firma gelesen, die Pflegerinnen anwirbt. Es war der September 2010, eine Zeit, in der man alles nahm, was man kriegen konnte. Sie rief an, machte einen Termin für ein Vorstellungsgespräch und einen Sprachtest aus.

Ich wusste, es ging für mich um Sein oder Nichtsein. Den Test bestand ich, obwohl ich damals fast kein Deutsch sprach. Ich teilte meinen Arbeitgebern mit, dass ich erst nach dem 1. November anfangen könne, denn an Allerheiligen wollte ich nach Zielona Góra zum Grab meines Vaters fahren. Ich hatte ihn gepflegt, nachdem er einen Schlaganfall hatte. Als ich zurück war, rief eine Frau aus Hamburg an. Sie fragte, ob ich allein wohnen wolle. Das wollte ich nicht; was sollte ich denn auch in einer leeren Wohnung in einer fremden Stadt? Wir verabredeten, dass ich am 7. November nach Deutschland kommen würde. Ich wusste, dass die Agentur mich auf eine Dienstreise schicken würde, was bedeutete, dass ich offiziell nicht sehr viel verdienen würde – also musste ich mir keine Sorgen um meine Frührente machen. Frau Schulz, die ich betreuen sollte, hatte Krebs. Es waren noch keine zwei Wochen seit meiner Anreise vergangen, als es bei ihr gesundheitlich bergab ging. Sie bekam Atemnot, wurde von Husten

² „Polnische Perlen“ oder „polnische Engel“ – so werden die Betreuerinnen in Deutschland häufig bezeichnet. Am 20. März 2014 wurde in Braunschweig ein Dokumentarstück mit ebendiesem Titel – *Polnische Perlen* – uraufgeführt. Gespielt wurde es vom unabhängigen Theaterkollektiv werkgruppe2, und man kann es sich hier ansehen: <https://vimeo.com/120664568>.

geplagt. Ich habe Tag und Nacht bei ihr gewacht. Ihr die Lippen befeuchtet. Medikamente gegeben. Sie im Bett gewaschen. Das war ihr peinlich. „Ich danke Ihnen sehr“, hat sie jedes Mal gesagt. Bis zum Schluss ist sie elegant geblieben. Noch wenige Tage vor ihrem Tod hat sie sich von der Fußpflegerin die Zehennägel rot lackieren lassen.

Wie teuer kommt eine Altenpflegerin ein Kredit für ein Eigenheim zu stehen? In Krystynas Fall war der Preis, Putzfrau und Köchin in Hamburg und Korschenbroich zu sein. Dazu noch Einkaufen. Bügeln. Chauffeurdienste mit dem Auto. Unterhosen hochziehen. Lächeln. Auf Abruf sein. In Korschenbroich von 8.00 bis 22.00 Uhr (mit zweistündiger Pause während Frau Müllers Nachmittagsschlaf), sieben Tage die Woche. In Hamburg erst von 8.00 bis 20.00 Uhr, und als Frau Schulz' Zustand schlechter wurde, dehnte sich die Betreuungszeit auf 24 Stunden aus – wie es das Angebot der Vermittlungsagenturen verspricht. (Neben ihrem Bett stand ein Babyfon – Krystyna schlief wie auf glühenden Kohlen). Somit ist das Haus in Dobiesław teuer erkaufte, aber es ist auch geräumig und gemütlich. Es ist als Alterswohnsitz für Krystyna und ihren Mann gedacht. Am Anfang sah das Haus eher wie eine Bruchbude aus, jetzt präsentiert es sich ganz ordentlich, idyllisch sogar; nur der Boden ringsum muss noch befestigt werden. Jeden Frühling kommen neue Blumen und Sträucher hinzu. Etwas besorgniserregend ist nur die steile Treppe in den ersten Stock – wenn sich bei den beiden irgendwann das Alter in den Beinen bemerkbar macht, könnte sie unüberwindbar werden.

Am schlimmsten war das Heimweh, erzählt Krystyna. Das Telefon durfte ich nicht benutzen, Internet hatte ich nicht. Günter, der Sohn der Frau, die ich pflegte, sagte mir, ich dürfe nicht in Polen anrufen, weil das zu teuer sei. Den ersten Urlaub, in dem ich nach Hause fahren konnte, hatte ich nach einem halben Jahr. Der Sohn gab mir die Telefonnummer eines Bekannten – ein Pole, der seit einigen Jahren in Deutschland eine Baufirma führte. „Wenn du mit jemandem Polnisch reden willst, kannst du ja ihn anrufen“, sagte er. Idiot, dachte ich. Ich hatte in Polen meinen Mann und meine 82-jährige Mutter zurückgelassen; da hätte ich wenigstens jeden Tag mit ihnen sprechen dürfen sollen. Aber am schwersten war es, ein fremdes Leben zu leben. Damit das Leben alter deutscher Frauen einigermaßen normal weiterlaufen konnte, stand mein eigenes Leben still.

In Korschenbroich rief ich Krystyna ein paarmal an; dabei hörte ich, dass die Frau, für die sie sorgte, sie mit „Du“ ansprach. Am Anfang dachte ich, das sei nur in den kurzen Gesprächen so, wenn sie sie zum Telefon rief. Doch nicht nur Frau Müller redete Krystyna mit „Du“ an, sondern auch der ganze Rest der Familie: von Sohn und Tochter bis hin zu den Enkelkindern. Auf Gegenseitigkeit beruhte diese Direktheit jedoch nicht – während Krystyna für alle Krystyna war, lebten um sie herum *Herren und Frauen*. Ich dagegen blieb bis zum Ende meines Aufenthaltes *Frau*. Ich aber hatte auch einen 8-Stunden-Tag, Internet und freie Sonntage, an denen ich nach dem Frühstück den Abwasch machte (was mich einige Diskussionen kostete).

„Andere Pflegerinnen arbeiten 24 Stunden am Tag, sieben Tage die Woche“, hatte mir die Agenturchefin vor meiner Abreise eröffnet. Ich beschloss, diesen Hinweis ernstzunehmen. Die Frau, die ich betreute, war recht selbständig, denn ich hatte nur eingewilligt, recht selbständige Personen zu betreuen. Ich brauchte ihr nicht einmal beim Waschen und Anziehen zu helfen, obwohl ich das nicht ausgeschlossen hatte. (Ausgeschlossen hatte ich Heben und Windelnwechseln sowie die Betreuung von fortgeschrittenen Demenz- oder Alzheimerkranken.) Ich hatte angegeben, in der Zeit von 8.30 bis 16.30 Uhr Frühstück und Mittagessen machen, putzen, waschen, bügeln und einkaufen gehen zu können sowie mir Lebensgeschichten anzuhören. (Um mit alledem fertig zu werden, verzichtete ich auf die zweistündige Pause nach dem Mittagessen, die den Pflegekräften normalerweise zusteht.) Ich bat auch um freie Sonntage, da ich vorhatte, mir die Umgebung anzusehen. Meine Pflegebedürftige hatte am Anfang keine Einwände gegen diese revolutionären Abmachungen. Als sie fragte, ob ich etwas brauche, sagte ich ihr, dass ich ohne Internet nicht überleben würde. Nach Durchsicht mehrerer Papierstapel stellte sich heraus, dass das Internet bereits im Abonnement war; es mussten nur ein paar Kabel angeschlossen und ein Router gekauft werden. Drei Tage später war das Ganze erledigt.

Der ganze Rekrutierungsprozess vor der Abreise nach Korschenbroich wurde telefonisch abgewickelt. Ich sagte auf Deutsch, wie ich heiße, wofür ich mich interessiere und wo ich die Sprache gelernt hatte. Auf Polnisch fügte ich hinzu, dass ich keinerlei Erfahrung in der Pflege hätte. Der Vertrag war zwei Seiten lang, ich bekam ihn per Post. Meine unter Paragraph 3 beschriebenen Pflichten beschränkten sich lakonisch

auf zwei Punkte: 1. Betreuung eines älteren Menschen; 2. Gewinnung von Auftraggebern; für die Erledigung dieser Aufgaben sollte ich 300 Euro im Monat erhalten. Arbeiten würde ich im Rahmen einer Dienstreise, was unter Paragraph 4 beschrieben war:

Da die im vorliegenden Vertrag vereinbarten Tätigkeiten durch den Auftragnehmer vorwiegend im Rahmen einer Dienstreise im Raum Deutschland erbracht werden, verpflichtet sich der Auftraggeber, dem Auftragnehmer neben der in Paragraph 3 festgelegten Vergütung allfällige Zusatzkosten zu erstatten, inklusive der durch Vorlage entsprechender Rechnungen nachgewiesenen Reisekosten des Auftragnehmers sowie Verpflegungskosten, Pauschalen und anderen Forderungen für die Dauer der Dienstreise eines nicht bei [...] Beschäftigten. Die Erstattung von Verpflegungskosten ist auf höchstens 800 Euro monatlich beschränkt.

Dieses Geschäftsmodell, bei dem polnische Arbeitsagenturen Zeitarbeitsverträge mit Pflegekräften schließen, die dann auf Dienstreise nach Deutschland gehen, scheint ideal zu sein. Dadurch wird es möglich, Polinnen auf Dienstreisen zu schicken, während deren zwei- oder dreimonatiger Dauer sie rund um die Uhr zur Verfügung stehen.

Meine Agentur war mir vom Freund einer Freundin empfohlen worden. Seine Mutter arbeitete seit Jahren als Pflegerin, kam nicht einmal zu Feiertagen mehr nach Hause. „So muss ich wenigstens keinen Bigos kochen und um unsere Großfamilie herumspringen“, hatte sie am Telefon gesagt.

Wo immer ich später diese Arbeit erwähnte, bekam ich zu hören, dass Mütter, Töchter, Schwiegermütter, Schwiegertöchter und Freundinnen meiner Gesprächspartner regelmäßig ihre Koffer packen und stundenlang in Bussen sitzen – Billigflüge sind immer noch zu teuer für sie. Wenn sie dann endlich in Westdeutschland ankommen, machen sie zwei, drei Monate lang Frühstück, Mittagessen und Abendessen für ältere deutsche Männer und Frauen, verdienen für abzuzahlende Kreditraten, Renovierungen ihrer Häuser, das Studium der Kinder, laufende Rechnungen, Kosmetik, Kleidung, Schuhe und Griechenlandurlaube. Versammelte man sie alle an einem Ort, ergäbe das eine mittelgroße Stadt mit 200.000 bis 500.000 Einwohnerinnen. Nach Deutschland fahren Frauen, die aus Orten ganz unterschiedlicher Größe und mit verschieden hoher Arbeitslosenquote kommen. In deutschen Dörfern und Kleinstädten, seltener in Vororten größerer Städte und ganz selten in Großstädten bilden sie eine andere, nicht-existente Stadt. Deren nicht unter deutschen Adressen gemeldete Einwohnerinnen bekommt man

zu sehen, wenn sie sich zwischen 13.00 und 15.00 Uhr in Parks treffen und einander erzählen, was sie nach Deutschland verschlagen hat. „Ihr kümmert euch toll um unsere Kranken“, hören sie manchmal von Vorübergehenden.

In Hamburg hatte ich nie Zeit für mich, aber in Korschenbroich hatte ich gleich nach der Ankunft gesagt, dass ich zwei Stunden Pause am Tag haben wolle. Das gefiel Frau Müllers Kindern zwar nicht, aber sie erklärten sich einverstanden. Einen freien Tag hätten sie mir aber nicht gegeben, und ich wollte nichts riskieren oder woanders hingehen. Es hätte immer schlimmer kommen können.

Wenn Krystyna irgendwohin fuhr, dann auf kürzere oder längere Dienstfahrten. Dann wurde sie zur Chauffeurin für ihre Arbeitgeberin und brachte sie in die Philharmonie oder ins Restaurant nach Mönchengladbach. Von Zeit zu Zeit fuhr sie Frau Müller auch ins 100 Kilometer entfernte Hahn zu ihrer Tochter. Dieser Weg war stressiger: Krystyna betete auf der Autobahn insgeheim um Geduld, wenn ihre Beifahrerin eine Abfahrt nannte und in letzter Sekunde bemerkte, dass es doch nicht die richtige war. Einmal kam auch eine einwöchige Dienstreise vor, ein Besuch bei der Tochter in München. Der Umgebungswechsel wirkte sich jedoch nicht in einer Reorganisation der Arbeit aus: Krystyna half Frau Müller beim Waschen und Anziehen, in der freien Zeit putzte, kochte und bügelte sie. Zu allem Übel wurden auch noch die Äpfel im Garten reif, weswegen sie jeden Tag Apfelkuchen backen musste. Am nettesten in Erinnerung hat sie von dieser Reise Frau Müllers offenen und sympathischen Enkelsohn.

Überhaupt nicht wie Deutsche, dachte sie sich bei den Plaudereien mit ihm.

Um Frau Müllers Sohn zu besuchen, mussten nicht Hunderte von Kilometern zurückgelegt werden; er wohnte ein paar Straßen weiter. Aber Günter kam sowieso meistens selbst zu seiner Mutter – mit schmutziger Wäsche oder einem Jacket, an dem die Knöpfe wieder angenäht werden mussten. Auch er fand, dass seine 87-jährige Mutter Hilfe brauchte. Mit der Armschiene fiel es ihr schwer, sich selbst an- und auszuziehen, auch wenn sie vorher ganz gut allein zurechtgekommen war: Sie hatte sich oft mit Bekannten getroffen, außer der Zuckerkrankheit fehlte ihr nichts.

Mit meiner Hilfe sollte sie wieder ein erfülltes Leben leben können, erklärt Krystyna. Und so war es auch. Ich bewundere diese alten deutschen Frauen sowieso, nicht nur

Frau Müller: Selbst wenn sie kaum noch kriechen können, geben sie nicht auf und kaufen sich einen Rollator. In Deutschland ist das Altsein seltener schlimm.

Aber die ewige Routine hat mich fertiggemacht, Krystyna seufzt laut. Beim Waschen helfen, Blusen und Röcke anziehen, Spritzen geben, Fürze hören, Frühstück zubereiten, Frühstück essen, Frühstück wegräumen, Staubsaugen, Mittagessen zubereiten, Mittagessen essen, Geschirr spülen, Hintern abwischen, Zeitung lesen und Kreuzworträtsel lösen, Abendessen zubereiten, Abendessen essen, Abendessen wegräumen, Fernsehen gucken, Waschen, Nachthemd anziehen. Todlangweilig! Und dann fielen einem manchmal vor Erstaunen fast die Augen aus dem Kopf, wenn man zum Beispiel die Regeln erfuhr, nach denen die Saugeinlagen gewechselt werden sollten. Frau Müller trug drei Einlagen übereinander, doch nur die schmutzigste durfte weggeworfen werden, selbst wenn die anderen auch nicht vor Sauberkeit strahlten. Weil jeder Cent zählte, gab es im Haus keine Einmalhandschuhe. Um etwas Abwechslung zu haben, brachte ich den Garten in Ordnung oder machte die Gräber sauber. Aber warum sollte ich deutsche Gräber säubern, in denen wahrscheinlich Nazis liegen? Andererseits machte Kochen und Backen mir Spaß. Und ich habe viel gelernt. Ich habe zum Beispiel vorher nie solchen Apfelkuchen gebacken wie in Korschenbroich. Auch der Spargelwahnsinn hat mich gepackt. In Polen hatte ich mich nie für dieses Gemüse interessiert und wusste gar nicht, wie man es zubereitet.

Die Frau, die ich pflegte, hat mir keine deutschen Gerichte beigebracht, obwohl auch ich dort gelernt habe, Spargel zu mögen. Anders als die Chefin der Vermittlungsagentur es mir vor der Abreise gesagt hatte, war Frau Schiller keine Vegetarierin wie ich; sie ab einfach nur nicht besonders gern Fleisch. („Sind Sie sicher?“, hatte ich ungläubig am Telefon gefragt. „Es ist eher ungewöhnlich, dass 80-jährige Menschen“ – ich glaubte ja noch, zu einem Ehepaar geschickt zu werden – „sich fleischlos ernähren und auch noch wissen, wie diese Ernährung heißt.“) Vor Ort wurde ich aufgeklärt:

„Ich esse Fleisch, aber sehr selten. Können Sie mir ab und zu welches zubereiten?“

Ich buk gern Pfannkuchen, die ich dann mit Spinat füllte, oder machte überbackene Süßkartoffeln mit Nussauce.

„Köstlich“, wurde ich dann beim Mittagessen im Garten gelobt, zu dem wir oft trockenen Wein tranken, „aber das ist wohl kein sehr polnisches Essen?“

Am dritten Tag meines Aufenthaltes erfuhr ich, dass ich nicht nur nett zum Mittagessen im Garten sitzen, sondern dort auch Blumen pflanzen, den Rasen mähen, Beete jäten, gießen und harken sollte.

„Ich bin doch kein Gärtner“, sagte ich empört.

„Dann können Sie in zwei Tagen nach Polen zurückfahren“, bekam ich zu hören. Das brachte mich dazu, mich doch in das Innenleben der deutschen Pflanzen zu vertiefen.

In Hamburg war es netter, obwohl ich mit niemandem reden konnte, nicht genug zu essen bekam und nachts aufstehen musste, Krystyna lächelt schwach. Am besten konnte ich mich mit der eineinhalbjährigen Enkelin von Frau Schulz unterhalten, denn wir hatten beide Sprachschwierigkeiten. Einen guten Eindruck machte auch Beno auf mich, Frau Schulz' Schwiegersohn, der aus Venezuela nach Deutschland gezogen war. Ihm habe ich damals gesagt, dass wir zu wenig Brot, Wurst und Käse hatten; im Gegensatz zu Frau Schulz lag ich schließlich nicht im Sterben und musste essen. Von da an kochte Beno nicht nur für seine Frau und die beiden Töchter, sondern auch für mich. Gemeinsam mit ihm habe ich Frau Schulz angekleidet, als sie an Heiligabend starb. Doch als er wahllos Unterwäsche und Kleider aus dem Schrank holen wollte, habe ich interveniert. Frau Schulz ist eine Dame gewesen, ich war mir sicher, dass sie in aufeinander abgestimmten Kleidern beerdigt werden und sicherlich auch Make-up tragen wollte, deswegen habe ich sie vorsichtig geschminkt. In Hamburg war auch ich für jeden, sogar für die Professoren, die die Kranke besuchten, Frau. Frau Schulz' Bekannte waren freundlich und nett. Sie versuchten, sich mit mir zu unterhalten, fragten, aus welchem Teil Polens ich käme. Wie es mir in Hamburg gefiele. Tochter und Schwiegersohn behandelten mich wie ein Familienmitglied, ich habe auch mit ihnen zusammen in der Wohnung über Frau Schulz gewohnt. Die Zärtlichkeit, mit der Ingeborg ihre Mutter behandelte, rührte mich. Ein paar Tage, bevor Frau Schulz starb, öffnete ihre Tochter die Balkontür weit. Es war ein kühler Nachmittag. Sie schob Frau Schulz in ihrem Rollstuhl direkt bis vor die Tür, hüllte sie fest in eine Wolldecke ein und setzte sich neben sie. Der Tag ging zu Ende.